

Das Menschlein Matthias.

21]

Erzählung von Paul Sig.

Die Wirtin zum Gupf und das Musterfräulein von der Bleiche zählten nicht zu dieser fröhlichen Gemeinschaft. Höchstens nahm erstere, weil sie nun doch schon einmal herabgestiegen war, hin und wieder ein Stück der Maskerade in Augenschein. Im Grund hatte sie auch Gescheiteres zu tun. Doch so kernig sie auf die Schwester einsprach, um ihr den Pakt mit dem Dessinatour zur Pflicht zu machen — es wollte nichts so recht versagen. Brigitte beharrte weiter bei dem unbegreiflichen Voratz, Treustadt mit allem Drum und Dran den Rücken zu kehren.

Frau Angehr war natürlich starr über diesen Unverstand, einen Mann von solchen Einkünften auszuschlagen, nur weil er ein Spieler, Trinker und Durchgänger sei. Beim Mittagessen in einer Gartenwirtschaft, wo die Kinder nach Herzenslust Bratwürste schmauseten, stellte sie Brigitte nochmals eindringlich vor, wie schön es wäre, wenn sie, beide Familien, nebeneinander Fuß fassen würden. Wie viel Gutes so eine Frau mit vollen Händen wirken könne. Sie sollte doch wenigstens den Versuch machen. Ja, was war denn groß verloren, wenn Brigitte mit dem Manne wirklich nicht auskam? Schlimmstenfalls mußte die Ehe wieder geschieden werden. Und auch dann gelangte sie doch wahrscheinlich in den Genuß einer Rente, mit der sie der Tagelöhnerin ledig war und den Matthias wie einen Pfarrerssohn schulen lassen konnte. Wollte sie sich statt dessen lieber eigensinnig bis ins graue Alter hinein schinden und sich die Haut vom Leibe ziehen lassen?

Brigitte hatte sich das und anderes oft schon selber vorgehalten, aber die gleichen Gründe von anderem Munde wirkten allmählich ungleich stärker auf ihr Gemüt. Oder half etwa der halbe Liter Goldwandler dazu bei, den die listige Angehrin festes halber auffahren ließ? Der Wein war ordentlich mit Wasser vermischt, denn die Schwestern weinten vor Rührung in die Gläser hinein. Ja, so schwere Lebenssachen beriet man auch nicht alle Tage!

Als es zwei Uhr schlug, ließen sich die Kinder nicht mehr hinhalten. Sie wollten den Umzug sehen, einen guten Platz erobern. Unterwegs kamen sie noch kurz mit dem Bleicher Gemperle zusammen, der sich artig anerbote, den Schwarm an eine aussichtsreiche Stelle zu bugfieren. Brigitte war's nicht recht, sie blieb mit der Kleinen Frida zurück und gab so der Schwester Gelegenheit, dem unglücklichen Verehrer die neue Sachlage schonend beizubringen. Er nahm, als die Zweifel gründlich niedergeschlagen waren, das Todesurteil seiner Liebe demütig entgegen, nicht ohne dem verlorenen Gut einen langen, traurigen Blick zu widmen. Also wollte er der Jungfer Brant bloß noch ehrlich Glück wünschen und dann schleunig wieder verdunsten, weil es ihm eben doch einen tüchtigen Stoß gegeben habe. Aber er brachte es nicht übers Herz.

„s mag Euch so besser scheinen, Jungfer Böhi. Ich kann's halt nicht glauben. Nichts für ungut und lebt wohl miteinander!“ sagte der geschlagene Mann, der Brigitte diesmal wirklich herzlich leid tat. Noch tiefer bekümmerte sie freilich ihr eigenes Schwanken und der Gedanke, daß sie nun fast nicht mehr von der argen Heirat zurückstehen könne.

Beim Nahen des Zuges, der sich mit Trompetenschall ankündigte, mußte aber auch sie das Grübeln lassen. Sie sah, wie Matthias vor Aufregung zitterte, bald die Wasgotte, bald die Frida stolz bei der Hand nahm. Er wollte ihnen allen seinen Vater zeigen. O seliger Eifer, himmlisches Verlangen! Wodurch verdiente der Mann diese Zuneigung?

Den Zug eröffnete eine allegorische Gestalt, die Chronika mit vier berittenen Herolden und einer mittelalterlich gekleideten Kapelle. Dann folgte in zwölf Bildern die Geschichte von Treustadt.

Zuerst kam ein ganzes Fischerdorf aus der Pfahlbauerzeit, auf zwei Miesewagen aufgebaut, dann folgte die Ankunft der ersten Christen, der Bau des berühmten Klosters, die Vogtei genannt, ferner der erste Fürst, umgeben von seinen Kapitularen und Vasallen, und endlich als fünfte, mächtige Gruppe: „Die Zeit der Herrschaft von Oesterreich“.

Da der Zug sich sehr gemächlich bewegte und häufig rasten mußte, konnte die Menge alles mit Muße betrachten.

Der kleine Matthias Böhi insbesondere hatte das Glück, daß gerade beim Anrücken der Oesterreicher eine Stodung entstand und alles halt machte. Nur zehn Schritte entfernt, sah und erkannte er, allen Nittern voran, auf einem feurigen Rappen, mit seidenen Schabraden, dazu in golden schimmernendem Panzer und Helm . . . seinen Vater als Herzog von Oesterreich. Viele Zuschauer winkten, jubelten dem imposanten Reiter zu. „Hoch Oberholzer!“ schrien einige Stimmen.

„Wasgotte, Konrad . . . der dort, siehst Du . . . der Vater, das ist er!“ schwabbelte Matthias hingerissen, wie von einem Wunder schmerzlich verklärt, so daß die Schwestern zugleich erschrocken nach seiner Hand griffen, um ihn zum Schweigen zu bringen. Die Mutter war unaussprechlich gerührt. Es wollte ihr scheinen, als müsse doch viel Gutes in einem Wesen stecken, zu dem ein unschuldig Herz sich so mächtig, unwiderstehlich hingezogen fühlte. Es ging ihr durch und durch, sie hob den Knaben mit aller Kraft auf, damit er alles sehen könne, und auch sie selber folgte seinem begeisterten Blick voller Güte und Bereitwilligkeit.

Die Angehrin konnte sich schon gar nicht satt sehen an der prächtigen Erscheinung. Sie schien nur noch auf ein wohlwollendes Zeichen des Gewaltigen zu harren, um dem künftigen Schwager einen Kniefall zu weihen.

„Der versteht's, der macht sich. So ein Mann! Nein aber auch!“ flüsterte sie andachtsvoll.

Der Dessinatour gab weder auf die Menge noch auf die einzelnen Nitter im geringsten acht. In steifer Haltung, eine Hand am Zügel, die andere grobhartig auf den Schenkel gestützt, sah er zu Pferde und harnte finster auf den Fortgang des Zuges. Unheimlich, grausam trat das gerötete, schweißbedeckte Gesicht mit dem martialischen Schnurrbart unter dem schweren Helm hervor, der in der Sonne funkelte. Ein mächtiges Schlachtschwert klirrte gegen den Steigbügel.

Wahrlich, einen besseren Darsteller der Tyrannenmacht hätten die Treustädter nirgends aufreiben können. Alle anderen übertraf er durch die düstere Geschlossenheit seines Wesens und den Prunk der Rüstung. Durch seinen Anblick verschaffte er dem staunenden Volk eine zulängliche, großzügige Idee von versunkener Macht und Herrlichkeit. Er aber schien nicht minder zu fühlen, daß dies der letzte große Triumph seines Lebens sei. Wie ein verschwenderischer König vor der Abdankung, stolz und melancholisch ritt er durch seine Residenz, die Stadt seiner üppigen Feste, von denen doch bald keine blasse Spur mehr zu finden sein würde . . .

Als der Trupp sich wieder in Bewegung setzte, konnte sich Matthias nicht mehr halten. Er winkte dem unnahbaren feierlichen Reiter mit seinem Schmetterlingsfänger zu, damit er ihn erkenne, begrüße, und rief, als alles nichts fruchtete, ohne Scheu, von Liebe und Bewunderung getrieben: „Da bin ich, Vater! Da bin ich!“

Brigitte, die den Knaben hochhielt, schrak ahnungsvoll zusammen und wollte ihn schon zu Boden setzen, als der Gerusene seinen geschienten Kopf wandte, sie durchdringend, vernichtend ansah und laut aufforderte: „Scher Dich zum Teufel mit Deinem Bankert!“

Ein vielstimmiges Gelächter und Murren erscholl, die Mutter wurde totenblau, ließ das Kind plötzlich fallen und wandte ohnmächtig, an die Schwester gelehnt, vom Platz. Der kleine Matthias aber sah dem schimmernenden Götzenbild lang noch unter Tränen verständnislos, sehnsüchtig nach, als ahnte er im innersten Herzen, daß er den großmächtigen Vater für immer verloren habe.

6. Der kleine Gauzler.

Zuhinterst im Kurgarten, wo die Musik der Kapelle auch nur wie Gezwitscher klang, stand ein Vogelhaus, darin — weit bunter noch als in den Guggisauer Gasthöfen — ein Völklein aus aller Herren Länder gern sein Wesen — getrieben hätte. Ein paar tolle Bäumchen spannten rippenbürrige Arme aus. Da saßen sie, wippten auf und ab wie mit lahmen Schwingen: drohändige oder blinzelnde Papageien, schmetterlingartige Blumenjäger mit Schnäbeln fein wie Fühler, melancholische Gimpel und Kardinal, profetiarische Baumläufer und Sperlingsarten, streitsüchtige Kreuzschnäbel, schläfrige Tauben . . . Hunderte fremder Gesellen in herzbeklemmender Gefangenschaft. Vor dem Käfig befand sich ein Kinderspielplatz. Mütter, Erzieherinnen, Ammen standen

Betrachtend, redselig davor, erteilten ihren Schutzbefohlenen Anschauungsunterricht oder suchten sie zu rühren, indem sie ihnen das traurige Los der gefangenen Tierchen erklärten. Tagaus, tagein fielen nachdenkliche oder unbekümmert neugierige Kinderblicke durch das Gitter, kleine Hände boten Kerne und Krumen dar, die meist von fecken Finken im Flug erschnappt wurden oder furchtsam flatternden Meisen und Ammern zufielen.

Mit einer Kraxe beladen, die fast so groß wie er selber war, steuerte Matthias Böhi auf eine der Bänke zu, nicht ohne auf Schritt und Tritt vorsichtig nach Gärtnern und Wächtern Umschau zu halten. Die Dorfkinder hatten kein Aufenthaltswort im Aurgarten; vollends durfte ein so zerklümpelter Knirps mit dem Hausierkorb hier nicht auf Duldung rechnen. Es war jedoch in der Dämmerung, die Kurgäste saßen meist schon beim Essen, als die scharfe Gartenpolizei sich nirgends blicken. So stellte der lauernde Barfüßer mit den staubigen Flickenhosen seinen Korb ab, schlüpfte leis aufstöhnend aus den Tragriemen und ließ es sich eine Weile wohl sein. Er sah dabei freilich nicht aus wie ein Lausbub, den das HELL juckt, ein Verbot zu übertreten. Der junggäbe Körper strebte, die Erschlaffung nach einem mehrstündigen Marsch auf heißen, holperigen Bergwegen aus den Gliedern zu schütteln, und der unbedeckte Kopf war dabei auf die Schulter geneigt, als könnte er im Stehen einschlafen. Mit dem schmutzigen Kermel des grauen Rattunhemdes wischte er sich den Schweiß von der Stirn, dazu rieb er die vom Einschnitt der Riemen schmerzenden Stellen und kühlte die brennenden Fußsohlen auf dem feuchten Rasen. Nach diesen wohltätigen Anstalten setzte er sich wiederum besorgt, kläglich blickend neben die Kraxe, die noch mehr als zur Hälfte mit Tüten gefüllt war. Er mußte rechnen.

(Fors. folgt.)

Neue Erfindungen.

Fast alle Erfindungen lassen sich in zwei große Gruppen einteilen, in solche, welche die Verhütung und Vernichtung von Menschenwert und Menschenleben zum Zweck haben, und in solche, welche das Leben angenehmer gestalten, den Verkehr sichern und den Menschen gegen Gefahren schützen wollen. Wenn das große Publikum den Erfindungen der ersten Gruppe reges Interesse entgegenbringt, so liegt das wohl daran, daß wir uns in den letzten Jahren ganz instinktiv daran gewöhnt haben, alles zuerst auf seine Kriegsbrauchbarkeit zu prüfen. Gleichwohl berühren die Erfindungen der zweiten Gruppe weit sympathischer; sie bedeuten kulturelle Fortschritte und tragen zur Lösung der großen technischen Probleme unserer Zeit bei.

Allgemein gilt der Bergbau als der gefahrenreichste Beruf, der, abgesehen von gesundheitlicher Schädigung, alljährlich zahlreiche Opfer durch Katastrophen fordert. Wie jedoch jüngst von berufener Seite an der Hand der Statistik nachgewiesen wurde, kommt der Bergbau nach der Binnenschiffahrt, dem Fuhrwerksbetrieb, der Eisen- und Stahlindustrie erst an fünfter Stelle. Von den tödlichen Unfällen im Bergbaubetrieb kommen nur 9 Proz. auf Schlagwetter und Kohlenstaubexplosionen, während 91 Proz. auf andere Ursachen entfallen. Trotzdem bleiben Schlagwetter für jeden Bergmann das Schreckgespenst, das sein Leben ständig mit jähem Tode bedroht. Zur Verhütung von Katastrophen hat im vergangenen Jahre Prof. Haber eine Schlagwetterpfeife konstruiert, die die Bildung von Schlagwettern durch ein Warnungssignal anzeigt. Schon bei einem Methangehalt von 1,7 Proz. sind leichte Tonschwingungen zu hören, die auf der Interferenz der Schallwellen beruhen; bei einer Verstärkung des Methangehalts bis auf 10 Proz. ist ein deutliches Trillern bis auf 100 Meter wahrnehmbar. Ein anderer Apparat zur Warnung vor Schlagwettern beruht nicht wie die Schlagwetterpfeife auf akustischer Wirkung, sondern auf optischer. Der Grubengasmesser von Zeiß ist ein sehr komplizierter und kostspieliger Apparat, dessen Weiteranzeige auf der Interferenz der Lichtbrechungen aufgebaut ist. In der Hand der Grubenbeamten leistet er gute Dienste, dürfte jedoch kaum für den allgemeinen Gebrauch in Betracht kommen.

Mit der Steigerung des Verkehrs erfahren auch die optischen und akustischen Warnungssignale im Eisenbahnverkehr und beim Automobil fortgeschritte Verbesserungen. Das altbekannte Laternenlicht an den Schranken der gesperrten Bahnübergänge unterscheidet sich oft von anderen Lichtquellen zu wenig, um rasch in die Augen zu springen. Man wird daher in Zukunft ebenso wie bei der Befestigung von Leuchttürmen Blinkfeuer anwenden, die 60 bis 100 Unterbrechungen in der Minute geben. Das Azeithenblitzlicht kann direkt auf jede Schranke aufmontiert werden. Als Lichtquelle dient das in einer Glasflasche komprimierte Acetylen. Die Wartung der Anlage beschränkt sich auf das Auswechseln dieser Glasflasche, die am Auflager des Schlagbaumes angebracht wird. In dem Drehpunkt der Schranke befindet sich ein Hahn, durch den beim Öffnen und Schließen der Schranke das Blitzlicht selbsttätig an- und abgestellt wird. Eine ständig brennende kleine Zündflamme

erbringt das Ansteden. Die Kosten dieser sehr wirksamen Lichtsicherung betragen noch nicht 3,5 Mk. pro Apparat und Tag.

Beim rasch dahinjagenden Automobil ist ein gutfunktionierendes Warnungssignal eine der ersten Forderungen. Die elektrisch betriebenen Automobillampen, die an Stelle der pneumatischen, mittels Gummiballes betätigten Hupe treten, haben den Vorteil, daß sie leicht bedient werden können, ohne daß der Fahrer eine Hand vom Steuerad entfernt. Eine solche elektrische Hupe wird durch einen an das Steuerad des Automobils geflemmten Druckknopf zum Tönen gebracht und benötigt einen Strom von 4 bis 6 Volt Spannung, der einer kleinen Akkumulatorenbatterie entnommen wird. Bei einer neuen geschätzten elektrischen Hupe ist die den Ton erzeugende Membrane den Polen eines Elektromagneten vorgelagert; sie dient dazu, den Unterbrecher zu steuern, mittels dessen der Stromkreis des Magneten abwechselnd geschlossen und geöffnet wird. Hierdurch kommt die Membrane in rasche Schwingungen und es wird ein Ton von ganz bestimmter Schwingungszahl erzeugt, der rein musikalisch klingt. Zur Verstärkung des Tones wird auf die Hupe ein Kornett gesetzt, dessen Eigentön auf den der Membrane abgestimmt sein muß. Ein musikalisch abgestimmtes Hupe signal klingt im Vergleich zu den alten ohrenbeleidigenden Hupe viel lieblicher, und es steht außer Zweifel, daß man einer so freundlichen Aufforderung zum Platzmachen bereitwilliger Folge leisten wird.

Nachdem die Luftschiffahrt im Laufe des letzten Jahrzehnts durch die Ausbildung des Luftschiffes und des Flugzeuges ungeahnte Fortschritte gemacht hat, haben wir uns bereits an den Gedanken gewöhnt, daß in absehbarer Zeit das Flugzeug als ideales Verkehrsmittel der Allgemeinheit dienstbar gemacht wird. Man spricht schon von einem Luftverkehr und ist bestrebt, diesen Verkehr nach Möglichkeit zu sichern. Die Frage der Einführung von optischen Signalen in Gestalt von weithin leuchtenden Blinkfeuern zur Orientierung beschäftigt zurzeit alle interessierten Kreise. Es ist hier den Erfindern ein neues Feld zur Ausführung zweckentsprechender Ideen eröffnet. Für die weitere Durcharbeitung wurden zunächst folgende Grundzüge aufgestellt: 1. Feuer erster Ordnung mit möglichst großer Lichtquelle als Warnungsfeuer mit einer gleichmäßigen „Nennung“ zur Bezeichnung unermuteter Hindernisse, und leichtere Orientierungsfeuer mit verschiedenen „Nennungen“ zur Bezeichnung von Luftschiffhäfen und besonders exponierten geographischen Punkten. 2. Feuer zweiter Ordnung mit geringerer Leuchtkraft zur Kennzeichnung kleiner Flugplätze, sowie als Zwischenfeuer zwischen den Hauptorientierungsfeuern. Es wird auf diese Weise in die Luftschiffahrts-Leuchtfeuer ein bestimmtes System gebracht, das den Luftverkehr wesentlich erleichtert und vor Unglücksfällen bewahrt, die sich erfahrungsgemäß beim Landen am häufigsten ereignen.

Eine neue Erfindung des bekannten amerikanischen Fliegers und Flugzeugkonstruktors Orville Wright dürfte ebenfalls berufen sein, die mit der Fliegerei verbundenen Gefahren zu verringern und den Flugapparat sicherer zu gestalten. Der automatische Stabilisator Wrights soll dem Flugzeug vollkommenes Gleichgewicht geben; er besteht aus zwei Teilen, von denen der eine durch ein Pendel das Quergleichgewicht, der andere durch eine Hilfsfläche das Längengleichgewicht regelt. Die Kraft für die Verwindung der Flügel und die Bewegung des Höhensteuers wird durch einen kleinen am Flugzeug angebrachten Propeller geliefert. Das Stillstehen des Motors beeinträchtigt nicht die Wirksamkeit der Vorrichtung. Der Stabilisator soll vor allen Dingen verhindern, daß die zur Aufrichtung des Flugzeuges notwendigen Ausschläge des Seitensteuers und der Flächenverwindung das zulässige Maß überschreiten, wenn das Flugzeug in der Längs- oder Querrichtung das Gleichgewicht verloren hat. Der Stabilisator bringt das Seitenruders oder die verwundenen Flächen allmählich in die erforderliche Stellung in demselben Maße, in dem sich die kippende Maschine der normalen Lage nähert. Beim Wenden legt der Pilot den Steuerhebel auf eine Seite; der Stabilisator bringt die Maschine automatisch in den richtigen Neigungswinkel, so daß sie nach keiner Seite abrutschen kann. Die ganze Einrichtung, die etwa 15 Kilogramm wiegt, sichert das Gleichgewicht besser als ein Pilot und verleiht dem schwankenden Flugzeug einen hohen Grad von Zuverlässigkeit.

Der Kinematograph, dessen Verwendungszweck sich bisher in der Unterhaltung und Belehrung erschöpfte, wird in Zukunft auch zur Ausbildung des Schießsports beitragen; denn das „lebende Bild“ als Scheibe bietet die Möglichkeit, auf einen sich bewegenden Gegenstand zu schießen. Die Projektionswand wird durch zwei Schichten weissen Papiers gebildet, hinter dem eine Beleuchtung angebracht ist, so daß eine Kugel, die die Projektionswand durchschlägt, dem Schützen den Durchschlagspunkt als einen glänzenden Lichtfleck erscheinen läßt und damit die Möglichkeit einer Kontrolle gewährt. Der Mechanismus der „lebenden Zielscheibe“ kann so eingestellt werden, daß die Bilder in jeder beliebigen Schußweite und Schnelligkeit zur Darstellung gebracht werden. Die Herren Nimrod haben es also nicht mehr nötig, sich den Strapazen einer weidgerechten Jagd auszusetzen; sie können im komfortablen Salon den balgenden Auerhahn und das flüchtige Reh in naturgetreuer Wiedergabe bequem abschießen.

Fischfang auf hoher See.

Von Martin Veradt.

Wir waren erregt, denn wir sollten das Meer befahren, auf einem Fischdampfer, viele Tage lang, allein mit der Mannschaft, bis hinauf nach Schweden. Jeder, dem wir sie verrichten, verstärkte die Erwartung und verdeutlichte unsere Vorstellungen von der Hochseefischerei. Nach allem nahmen wir an, der Dampfer habe seine Boote aus auf hoher See, die Fischer gäben sich dort der Arbeit hin und bräcchten dem Dampfer die Beute, der sie in riesigen, wasserumspülten Holzkäfigen dem Lande zuführte, wo die Fische erschlagen würden und ausgeweidet.

Wir schifften uns in Cuxhaven ein, einer langweilig ausgedehnten Stadt, und der Dampfer, dem wir zugeteilt wurden, enttäuschte uns noch mehr. Wir hatten vorher jeden Anspruch fallen lassen auf Leichtigkeit oder auch nur Wohlbehagen, aber als wir ihn besichtigten, sah er über alles fürchten klein und schmutzig aus und nicht für lange zu ertragen. Wir fanden übrigens im Hafen noch mehrere ihm gleicher Fahrzeuge, alle der Hochseefischereigesellschaft gehörig, die gegenwärtig zweiundzwanzig solcher Dampfer unterhielt, welche die Nordsee bis nach Schweden und Norwegen, ja das Meer bis nach Island hinauf zum Fischfang besuchten. So sehr wir den Betrieb als groß und bedeutend empfanden, so sehr erschrakten wir, daß wir für zehn Tage sollten teilhaben an diesem Leben.

Am nächsten Tage fuhren wir ab, das Schiff war gesäubert worden, und wir kamen bald in ein Gewitter, und am folgenden, als wir schon an der jütischen Küste entlang fuhren, in einen Sturm. Die Wellen kamen in Spritzern, kamen in Ausläufern, endlich in voller Größe gestiegen auf das Deck, daß die Mannschaft den einen von uns auf die Brücke schleppte, den anderen aber verstaute in die Kajüte. In der Nacht verließ sich der Wind, und als wir am Morgen erwachten, waren wir im Skagerag und im Westen von Schweden. Sechs Tage und Nächte haben wir dort gelebt, zehn oder zwanzig Seemeilen südwestlich von Waederöh, von Hallöj nordwestlich, in einem Umkreise von zehn Seemeilen mit halber Geschwindigkeit immer dieselbe Strecke hin und wider fahren. Immer hing am Horizont eine sanfte Abnung Schwedens, keiner seiner vorgelagerten Inseln aber haben wir uns genähert, das dreimal zuckende Blüßlicht von Waederöh war der einzige Schein und Glanz des Landes, der uns aufging.

Einmal kam auf dem Meere, das sich zusehends entkrauste und zuletzt aus einer flüssigen eine feste Masse wurde, gallertartig schwer, aber doch sanft, ein Spiegel — einmal kam ein schwedischer Raafschoner gezogen auf dieser Fläche, die in ihrer Größe ewig unverändert blieb, da die gleichen Horizontlinien sie immerfort umschrieb. Er zog dunkelbraun im Abend, die Segel stolz gesetzt, in ruhig großer Fahrt, und noch drei weitere Male ahnten wir so etwas wie das Leben von Brüdern, die unsichtbar in der Ferne blieben, als ein russischer Walfischfänger auftauchte, ein englischer Frachter und von unbekannter Herkunft eine Brigg. Sie flogen langsam aus dem Himmel, kamen aber auf dem Meere auf uns zu und stiegen wieder in den Himmel ein. Dazu bewölkte den blauen, nur zuweilen von „Ziegen-“ und „Rabenhaar“ verschürzten Himmel helle Möwenscharen, das einzige sichtbare Leben auf dem Wasser. So verbrachten wir viele Tage, lange und fast immer weiße Nächte, die warm waren und groß und erhaben über die Zeit. Von der Schiffsbrücke hineinsehend in den Horizont, begannen wir zu fliegen, die Himmel taten sich für uns auf und, in die Abendlichter geschneelt, wurden wir Luft wie die Luft um uns, Wasser wie das Meer, auf dem wir fuhren, und einer von jenen spärlichen Sternen, die aus dem Himmel herausstraten und uns erschienen.

Das Leben unter der Meeresfläche war sehr reich. Eine ungefähre Vorstellung gaben die Netze, die in jeder sechsten Stunde vom Grunde gewonnen wurden. Denn jene am Lande gebotenen Vorstellungen trafen doch nicht zu. Eine Maschine hob zwei riesige, auf besten als Platten vorzustellende Scherdbretter vom Deck in die Tiefe, wo sie sich senkrecht auf dem Meeresgrunde aufrichteten. Von ihnen gingen die Netze aus, die sich wie ein großerbeutel oder ein großer Mund hinstellten, die Öffnung hin zum Schiff. Die Fische schwammen in sie hinein, glitten durch die „Klabbe“, eine nur nach innen sich öffnende Tür des Zwölfmaschinenstücks, und verstrickten sich dann im „Eleert“, einem Trichter, in den die Netzmachen sich verließen und wo die Fische, schnappend und schlappend, sich bis zum Critiden schlugen um Leben und Tod. Denn wenn die Netze aus den Gründen gewonnen wurden, Matrosen, Steuermann, Kapitän sie an Bord schleppten, die zusammengebundenen, wie einen riesigen Luftballon noch einmal mit einer Winde zu dem Schiffshock nach den Fischottern hinüberzogen und fünfzehn Zentner Fische aus dem geöffneten Mund durch die Luft auf den Boden hinunterplakten, strudelten, schlugen, bisßen, waren nur noch wenige, wenn überhaupt noch welche, am Leben, die Augen der meisten waren herausgequollen, das Maul war aufgerissen, Atemnot hatte ihnen die Blase zum Munde herausgetrieben, und nur ihre Schwänze schlugen oder zuckten noch zuweilen, manchmal auch sprang einer auf, als erhöbe er sich jetzt erst gegen den Tod, und starb mit einem Sprung nach unten vor unseren Augen.

Am Notzungen zu fangen, waren wir ausbezogen, die um diese Zeit einen nennenswerten Preis bringen. Aber von den Fischen, die wir fingen, dreihundert Zentner, waren nur zwanzig von den gesuchten, an hundertzehn Zentner brachten wir Kabeljaue, an hundertfünfzehn Seehäute oder Blausische mit. Was daneben aus

den Netzen quoll, war außer Schellfischen, Heilbutten, Lengens und Rochen verwunderlicher Art. So fingen wir den Katfisch, der wirklich nichts anderes hatte aussitzen als einen Rabenkopf, den quallenförmig aufgetriebenen Seetenfel, mit Fischen gemäht, welche man ihn noch aus dem Maule ziehen konnte, des ferneren Seerosen in Mengen, nur vereinzelte Seesterne, dafür viele Muscheln, Pilze, auch roter Seespinnen viel, und schließlich zuweilen einen kleinen Hai. Einer von diesen Haien trug; als wir ihn aufschnitten, waren drei bewegliche, ein jeder noch mit einem Lebensbeutel verbundene Haifische den Eingeweiden zu entnehmen. Wir taten es, setzten die Ungeborenen in einen Wasserföbel und, noch nicht ganz zum Leben erwacht, zogen sie mit wunderbar funkelnenden grünen Augen an ihrem Beutel hängend, langsam ihre Bahn im Wasser. Wahrscheinlich würde am nächsten Tage ihre Mutter sie geboren haben, so verschieden sie den folgenden Morgen, unfähig, ohne die Wasserföbele über sich zu leben.

Die Fische wurden aufgeschnitten und ausgeweidet, das meiste von den Eingeweiden, bläulich gefärbte Schnur, flog über Bord, daß die Möwen sich darauf stürzten, die Heber wurde zur Transportbereitung in Fässern gesammelt.

Ausgenommen wurden die Fische dann in Körben geordnet, und ehe sie aus diesen in die Borratskammern gesenkt wurden, wo sie zwischen Eis ihr Fleisch erhielten, wurde ein jeder Korb aus einem riesigen Schlauch mit Wasser durchpeitscht und geschlagen, jedem größeren Fisch der Schlauch sogar in den Leib gesetzt, daß er würde von innen erloschen sein, wäre er nicht zuvor bereits aufgeschnitten und um sein Leben gebracht worden.

Als wir am neunten Tage die Netze zum letztenmal hoben, war ihnen ein Schade nicht geschehen und die Sorge unnötig, die die Mannschaft und schließlich auch uns selbst unsere Fahrzeit über erfüllt hatte, die Mannschaft so sehr, daß sie, Steuermann und Kapitän mit eingeschlossen, die ganze Zeit über ihr Gesicht nicht wuschen, im Glauben, sonst einen Netzschaden zu erleiden. Sie waren, diesem Vorurteile unbeschadet, alles weit gereifte Männer, man kam sich landsässig begrenzt vor unter ihnen, für die Chile und Japan, Südsee und Mittelmeer nicht unerreichbar oder auch nur entlegen waren; es erwies sich später, daß sie immer nur die Wasserwüste um sich gehabt und, mit geringen Ausnahmen, das Land nicht betreten hatten. Ihre Fahrten in die Welt hatten sie meist in Segelschiffen zurückgelegt. Fahrten von sechzig und hundert Tagen, verbracht in Arbeit und Beschränkung und in Nacht bestanden, waren ihnen geläufig, und wir lebten über ihre Ausdauer, die sie Jahr um Jahr immer für zehn Tage, wenn nicht mehr, aus dem Hafen fortführte und kaum am ersten einen Tag und eine Nacht am Land duldete, noch mehr über ihre Heiterkeit, mit der sie alles hinnahmen, Entbehrung, Arbeit, Schlaf und Wachen. Ihre Arbeit währte achtzehn Stunden und war so verteilt, daß niemand mehr als drei Stunden hintereinander schlafen konnte. Wir wußten nicht, war uns eine Mannschaft von besonderer Tüchtigkeit begegnet, denn sonst müßten wir stolz sein, welche Kraft und innere Haltung bei den Seelenten wohne, aber auch erschrocken, wie sehr sie betrogen wurden um Freuden und Erleichterungen des Lebens. Sie schliefen nicht in Zimmern, sondern in Stammern, verteilt auf Fächer, die Fächer verschließbar, so daß man bei den geschlossenen an Särge gemahnt wurde. Nur ein gegen den Wind nicht zu öffnendes Glasauge ventilierte die Kammer, in der fünf, wenn nicht mehr erwachsene Menschen, ungewaschen und von den eindringenden Leberdünsten marodiert, nach schwerer Arbeit schliefen. Die Matrosen hatten ihre Särge vollgehängt mit Karten, auf denen verführende Frauen sich fanden. Hier quoll ihre Jugend, und die Phantasie fuhr mit.

Als wir umwandten, war das Meer so ruhig, daß wir, nun wieder in volle Geschwindigkeit geratend, durch das Meer zu jagen schienen. Noch am Abend wurde Jütland erreicht, wo die Feuer des Leuchtturms von Hansholm durch die Nacht hingestirten. Zwei riesenhafte weiße Beine, wie von einer wahnsinnigen Kreuzspinne, drehten sich stundenlang durch die Luft, und ein weiteres Mal im Wasser, zuletzt mit ihrem weißen Glanz hinüberstreichend bis zur Kurve unseres Schiffes, die, nachdem schon bunter Regen vorher wie Del das Meer durchzogen hatte, nun, nicht zu beschreiben grün und blau, aufleuchtend schäumte. Diese Nacht ging uns nicht unter, und der Morgen ging uns nicht auf, beide waren sie für uns zusammenge wachsen und wie Geschwister, als wir in unser altes Leben zurück aus der Ewigkeit fuhren. Wohl nach den Entbehrungen hatte uns ein Hunger gefaßt nach dem Lande, den wir kaum ertragen, und als wir am folgenden Abend wieder einliefen in Kuzhaven, gab es keine Lust, die zu erleben wir nicht gesonnen gewesen wären. Nachdem wir unsern Hunger gestillt hatten, suchten wir ein Nachtlöfal auf, aus dessen Winkel uns zwei Leute zwinkten, daß uns Mißtrauen überschlich. Erst auf unsere Verwunderung stellten sie klar, daß sie Matrosen waren von unserem Schiff, und wir hatten diesen Hinweis nötig, da wir ohne ihn sie nicht erkannt hätten. Da sahen sie, Leute, in Bart und Kleidung landmäßig zurechtgemacht, übersehbarer Herrschaften, die kaum auf den Stühlen zu sitzen wußten, schlechtes Volk, wie es die Kaffeehäuser der Städte füllt und waren Menschen gewesen, die etwas Strahlendes gehabt hatten bei ihrer Arbeit. Sie taten uns leid in der Seele, wie sie immer Bier auf Bier tranken, und wie die Feuerwirbel, die auf dem Meere stark und stark in sie gewachsen waren, vergebeten in die Winkel und verschossen in die Hinterstuben. Sie hatten keine

Wohnung am Land und hatten Geld: so mußten sie in Spekulanten feiern, denn ihrem Fieber hatte niemand eine Stätte bereitet.

Am nächsten Morgen, in der siebenten Stunde, wurden die durch Landarbeiter inzwischen vom Dampfer gelöschten Fische in der staatlichen Fischhalle verzeigert. Händler fanden sich ein, die dort ihre Speicher hatten, gaben Gebote auf sie ab, ließen sie in ihre Speicher und dann auf die Güterzüge schaffen und über das Land verteilen. Noch in der nächsten Nacht fuhr der Dampfer abermals hinauf nach Schweden, er fuhr ohne uns; für den zehnten Tag erwartet man ihn zurück, am ersten wird er wieder in See stechen, und so Sommer und Winter tun, bis er unbrauchbar geworden ist, wenn er nicht vorher uniergend im Meer mit seinen kleinen, zu übersehenden, nicht sonderlich geschätzten Leben. Uns dünkte es nicht klein.

Kleines Feuilleton.

Die Reise zur Hölle. Der französische Dichter Gustave Flaubert, der Schöpfer der Madame Bovary, hat aus seiner Schillerzeit eine große Anzahl von Manuskripten hinterlassen, die sieben Bände füllen und jetzt veröffentlicht werden. Darunter befindet sich eine Dichtung, die er als Dreizehnjähriger 1835 schrieb und „Die Reise zur Hölle“ betitelte. Sie sei hier mitgeteilt:

„Und ich stand auf der Höhe des Berges Atlas, und von da betrachtete ich die Welt, und ihr Gold und ihren Schmutz und ihre Tugend und ihren Stolz. Und Satan erschien mir, und Satan sprach zu mir: „Komm mit, betrachte, schau; und dann wirst du mein Reich sehen, die Welt, die mir gehört.“ . . .

Und durch die Lüfte gleitend kamen wir nach Europa. Da zeigte er mir Gelehrte, Dichter, Frauen, Geden, Könige und Weise, und die letzteren waren die größten Narren.

Und ich sah einen Bruder, der seinen Bruder tötete, eine Mutter, die ihre Tochter betrog, Schriftsteller, die durch die Macht ihrer Feder das Volk mißbrauchten, Priester, die die Gläubigen verrieten und den Krieg, der die Menschen erntet.

Und ich sah zwei Meisen; der erste alt, gebeugt und mager, flüchte sich auf einen langen krummen Steden, genannt Pedantenstump; der andere war jung und kraftvoll, herkulisch gebaut mit dem Kopf eines Dichters und Armen von Gold, der auf eine gewaltige Keule lehnte.

Die Keule war die Vernunft. Und die beiden rangen heftig, und schließlich unterlag der Alte.

Und ich fragte ihn nach seinem Namen.

„Absolutismus“, antwortete er.

„Und dein Befieger?“

„Er hat zwei Namen.“

„Welche?“

„Die einen nennen ihn: Zivilisation; die anderen: Freiheit!“

Und dann führte mich Satan zu einem Tempel, der in Trümmern lag, und in den Ruinen sah an einer geborstenen Säule ein armer, in Lumpen gekleideter Mann. Und er schien mir wie die Armeise am Fuß der Pyramide.

Und er blickte lange auf die Menschen um ihn, und alle sahen ihn mit Verachtung an, denn der Greis war die Wahrheit.

„Zeige mir dein Reich“, sagte ich zu Satan.

„Da ist es!“

„Wie denn?“

Und Satan antwortete: „Die Welt ist die Hölle!“

Erziehung und Unterricht.

Veräußerlichung der Schularbeit. Mit dem sehr zeitgemäßen Thema der Veräußerlichung der Schularbeit beschäftigt sich Hugo Bonitz im Januarheft der vom Deutschen Lehrerverein herausgegebenen pädagogischen Monatschrift „Die Deutsche Schule“ (Verlag von Julius Klinkhardt in Leipzig). Wir lesen da u. a. die folgenden Ausführungen über den eigentlichen Grund des Übels:

Von diesem unserem Standpunkte aus erscheinen unsere Schulen als Reservoir des Gedächtnisprozesses; sie bewahren ziemlich getrennt, und fortwährend wird ihnen, da der Lebensrhythmus unaufhörlich weiterpulsirt, neuer Inhalt zugeführt. Schließlich muß einmal der Zeitpunkt kommen, an dem alle Lehrplan-Arithmetik nichts mehr nützt, sondern ein Mißverhältnis zwischen dem Vielerlei des Stoffes und der Kraft und Ausbildungszeit der Schüler vorhanden ist. Mittel, aus dieser Notlage herauszukommen, wären etwa: beschleunigte Höherzucht des Gehirns, Verlängerung der Ausbildungszeit der Schüler und Differenzierung der Schulen auf Grund der Arbeitsteilung. Auf das erste Mittel müssen wir wohl verzichten; das zweite ist auch bald an seiner Grenze angelangt, die durch die Wirtschaftspolitik gezogen wird; das dritte Mittel ist brauchbar; nur lauern hinter ihm die Hiltkräfte der Dissoziation. Kerjchensteiner kommt von diesem dritten Mittel aus zur Ablehnung des üblichen Begriffs der „allgemeinen Bildung“ überhaupt und stellt sich auf den Standpunkt: „Die erste Aufgabe der Bildung ist die Berufsübung. . . . Sie ist nicht das Ziel aller Bildung, aber sie ist der Anfang aller echten Bildung.“ Ob dieser Standpunkt richtig ist, vermag ich in dem engen Rahmen dieser Arbeit nicht zu untersuchen. Ich will nur hier die Ansicht aussprechen, daß es eine der nächsten und wichtigsten Aufgaben der theoretischen Pädagogik sein muß, einen neuen Begriff der allge-

meinen Bildung festzustellen, der im wesentlichen eine soziologische Seele haben wird.

So viel ist aus meinen bisherigen Ausführungen ersichtlich, daß wir in unserm ganzen Schulwesen im einzelnen Lehrfach in ein unerträgliches Ziel und im Gesamtbetrieb in ein vielleicht noch schlimmeres Vielerlei geraten sind, weil wir in unsere und der Welt objektive Kultur vernarrt waren und von hier aus unserm Bildungsbegriff und unser Bildungsziel bestimmten. Nicht nur in der Volksschule, sondern in allen Schularten allgemeiner Art haben wir uns durch das Vielerlei und Allerlei zum Herumnähen an allem verleiten lassen, und dieses Genaschhaben von allem, das ist als sogenannte allgemeine Bildung ausgegeben worden. Wir besitzen ein ungemein entwickeltes Bildungswesen, ohne zu wissen, was Bildung eigentlich ist. Das Aggregat unseres Gesamtbildungswesens legt davon ein bereedtes Zeugnis ab. Der einseitige Blick auf die objektive Seite der Kultur hat zu einem Bildungsbegriff geführt, dessen Inhalt Allwissenheit heißt. In ihm liegt die Wurzelfünde aller Ansehensteierei und Oberflächlichkeit.

Ist es in der Volksschule nach dieser Richtung hin aber nicht noch am erträglichsten? Ich glaube nicht. Denn wenn das Kulturreservoir der höheren Schulen vorwiegend aus der Quelle der Wissenschaft gespeist wird, sprudelt für die Volksschulen außerdem noch ein anderer starker Quell: das praktische Leben mit all seinen Nützlichkeitsstrebungen und seinem materiellen Kleinrat. Drängen sich auch die Wissenschaften nicht mit wer weiß welchen schwierigen Problemen in die Volksschule, so doch mit ihren sämtlichen Elementen. Und da ich hier nur von dem verwirrenden Vielerlei, von der so außerordentlich „bunten Schüssel“ der Volksschullehrpläne spreche, so wird man mir wohl recht geben, wenn ich behaupte, daß auch die Volksschule unter der Herrschaft des Ideals enzyklopädischer Bildung seufzt und der Oberflächlichkeit ihren Tribut zahlt. Noch etwas fällt hier ins Gewicht: der Volksschüler verläßt seine Schule, wenn er gerade angefangen hat, recht bildbar zu werden, wenn seine Dennkraft sich ihrer bewußt wird. Und da das Leben und der Beruf heute die höchsten Anforderungen stellen, da eine große Zahl der Schüler keine weitere Schule mehr besucht, die ausgedehnte Freizügigkeit im Zeitalter des Verkehrs aber auch diese Schüler an Stellen führt, die ganzes Wissen und ganze Kraft fordern, so glaubt die Volksschule, vorzorgen zu müssen: von dem und dem und dem müssen die Schüler doch wenigstens „etwas gehört“ haben. Hieraus ergibt sich vielfach eine unpsychologische Verfrühung und die Verabreichung einer ganz ungläublichen Menge von Nothhappchen.

Technisches.

Eine billige Kraftquelle. Jahrhunderte diente die Tür ausschließlich dem Zwecke, eine Trennung und zugleich wieder die Verbindung zwischen zwei Räumen herzustellen. Erst der neuesten Zeit blieb es vorbehalten, ihr noch eine weitere Rolle zuzuwenden. In dem Bestreben, jede überhaupt vorhandene Kraft aufs äußerste auszunützen und jeder Kraftvergeudung vorzubeugen. Um eine Tür zu öffnen und zu schließen, ist eine gewisse Menge von Kraft nötig. Beobachtet man jedoch, wie das Öffnen und Schließen vor sich geht, so bemerkt man bald, daß in Fällen das Maß der hierzu absolut nötigen Kraft beträchtlich überschritten wird. Außerdem verfügt jeder Mensch über mehr Kraft, als zum Öffnen oder Schließen einer Tür benötigt wird, und die nebenbei auszunützen, sich unter allen Umständen lohnen kann. Derartige Ueberlegungen waren es, wie Dr. Albert Neuburger in der „Bauwelt“ ausführt, die nunmehr zu verschiedenen Konstruktionen geführt haben, deren Zweck es ist, den Vorgang des Türöffnens bezw. Schließens mit dem Inwang zur Leistung nutzbringender Arbeit zu verbinden. So hat sich z. B. in einem Vorort bei Berlin ein Villenbesitzer, dem die Kosten des Wasserzinses für das zum Sprengen des Gartens notwendige Wasser zu hoch wurden, folgende Einrichtung geschaffen:

Er verband die Gartentür durch einen Schmirnlauf und ein Hebelwerk mit einer Pumpvorrichtung, durch die aus dem Boden Grundwasser herausgeholt und auf eine bestimmte Höhe befördert werden kann. Hier wird es in einem Behälter gesammelt, von wo es den Zapföhnen zuströmt, an die die Bewässerungsschläuche angebracht werden. Die Tür geht freilich etwas hart, muß doch, um das Wasser entsprechend zu heben, eine ziemliche Kraft aufgewendet werden. Aber alle, die durch diese Gartentür hindurchgehen, haben keine Ahnung, welche nützliche Arbeit sie damit dem Besitzer leisten. Das Wassergewicht, das bei einmaligem Öffnen der Tür gefördert werden kann, ist kein sehr großes; bei lebhaftem Verkehre genügt es aber, um während der Frühlings- und Sommermonate einen ziemlichen Teil des täglichen Bedarfs zu decken. Den Rest liefert her während des Herbstes und Winters im Reservoir aufgespeicherte beträchtliche Vorrat, der während dieser ganzen Zeit, in der ja nicht gesprengt wird, sich allmählich dort ansammelt. Jedenfalls fährt der Villenbesitzer bei dieser Anordnung billiger, als wenn er den Wasserwerken die gleiche Menge Wasser bezahlen müßte.

Ob die verchiedenen Besucher des Hauses, die durch die Gartentür hindurchgehen, damit einverstanden sein würden, ständig umsonst Arbeit zu leisten, ist eine Frage für sich. Einstweilen haben sie aber von dieser ihrer Leistung keine Ahnung.